

Ringlein, Ringlein

**Charlotte Schwabs
zweiter Fall**



Katrin Jacob

Katrin Jacob

RINGLEIN, RINGLEIN



**RINGLEIN, RINGLEIN
DU MUSST WANDERN
VON DER EINEN HAND
ZUR ANDERN**

DEUTSCHES KINDERLIED

Katrin Jacob

**RINGLEIN,
RINGLEIN**

DER ZWEITE FALL FÜR CHARLOTTE SCHWAB

Buchverlag Peter Hellmund

DIE AUTORIN

Katrin Jacob lebt seit vierzehn Jahren in Augsburg und hat die ehemalige Textilmetropole lieben gelernt. Die studierte Journalistin arbeitete in der Fernsehunterhaltung sowie im Verlags- und Onlinejournalismus bevor sie ihrer Leidenschaft für das Schreiben von Krimis freien Lauf ließ. Die Autorin gehört zu den »Mörderischen Schwestern«.

DAS BUCH

Weihnachten – das Fest der Liebe und Geborgenheit. Schon von Kindesbeinen an liebt Charlotte Schwab, Augsburger Lokalreporterin, Mutter eines Teenagers und neuerdings auch Detektivin, die Adventszeit. Nur irgendwie will diesmal keine rechte Freude aufkommen, und das, obwohl sich eine dichte Schneedecke über die Stadt gelegt hat. Der Dauerclinch mit ihrer Tochter Tara erreicht unbekannte Sphären. Doch damit nicht genug: Auf einer Party erscheint die Theaterdiva Vera Schneider mit einem Platinring am Finger, in dessen Fassung eindeutig der millionenschwere Krupp-Diamant thront! Michael Sechser, Staatsanwalt und Liebesgefährte von Charlotte, glänzt derweil durch Abwesenheit. Er befindet sich auf der Jagd nach einer Diebesbande, die die Augsburger Juweliere in Angst und Schrecken versetzt. Zu allem Übel verliebt sich Tara in einen Jungen, der eindeutig etwas verbirgt. Vera wird niedergestochen. Charlotte wird arbeitslos, kommt zudem Michael beruflich in die Quere und wird selbst überfallen. Am Ende verliert jemand sein Leben, und dann ist da auch noch die Handvoll Rohdiamanten, die Tara gewinnbringend verkaufen will, um alle Probleme ein für alle Mal zu lösen.

Das in diesem Buch entworfene Szenario und die handelnden Personen sind frei erfunden. Die im Buch erwähnte Diebesbande, von Interpol „Pink Panther“ getauft, existiert jedoch und wird von den zuständigen Behörden weltweit gejagt. Die Sportart Parkour erfreut sich auch in Augsburg wachsender Beliebtheit.

Für Thomas Klug

Ich liebe dich für deine Freundschaft
und deinen Humor.

Manhattan NYC, Dec. 13th

Diamond District

verschlüsselte Nachrichtenleitung

+++ Auftrag ausgeführt +++ Zahlung auf Island Bank
bestätigt +++ Krupp-Diamant liegt Frachtladung
Rohdiamanten bei +++ Übergabeort Augsburg City,
Germany +++

Domviertel, Augsburg, 17. Dezember
Juwelier Aurumer, Hintereingang

Ding ... ding ... ding. Der Schlag der Uhr des Perlachturms, mehrere hundert Meter entfernt, war deutlich zu hören. In einer so klaren und kalten Nacht trug der Schall außergewöhnlich weit. Auch durch Häuserfronten.

Entspannt, aber voll konzentriert öffnete Stefan Braun den kleinen silbermetallinen Koffer, der zu seinen Füßen lag. Sein Blick glitt über das Equipment, das er für seine Arbeit brauchte: Smartphone, ein kleines Gewehr mit Stickstoffkartuschen, einen Hammer, eine Zange mit langen Backen sowie diverse Feilen und Federn. Im Deckel klemmten ein altmodischer Notizblock neben einem Bleistift Härtegrad 2 sowie ein Kästchen mit silbergrauem Lid-schatten.

Er nahm das iPhone und verband es mit einem dazugehörigen Flachbandkabel. Das andere Ende des regenbogenfarbenen Kabels steckte er in die passende Buchse des Sicherungskastens, der außen neben der Hintertür des Juweliergeschäfts angebracht war.

Was eigentlich dazu dienen sollte, Wartungsfirmen die Arbeit zu erleichtern, half auch gewieften Einbrechern, den Nummerncode zu umgehen. Dafür reichte eine entsprechende Hackersoftware, als App auf dem Smartphone abgelegt.

Die Tür sprang einen Spalt weit auf.

Stefan zupfte seine Teflonhandschuhe zurecht und betrat den schmalen Flur im hinteren Teil des Ladens. Er nahm seinen Koffer in die Hand, zog die Tür hinter sich zu und lief ohne zu zögern in Richtung Verkaufsraum, der im matten Schein der Straßenlaternen lag. Bevor er ihn erreicht hatte, wendete sich Stefan nach rechts und öffnete die Tür zu einem fensterlosen Raum.

Das alles geschah innerhalb weniger Sekunden.

Bei seiner ersten Visite des Geschäfts hatte er sich die Wege genau eingepägt. Selbst mit geschlossenen Augen hätte er sich hier zurechtgefunden. Er brauchte lediglich die Schritte zu zählen.

Wie jeder gute Dieb hatte er in den vergangenen Wochen das Geschäft gründlich unter die Lupe genommen. Mal in seiner Funktion als Sicherheitsinspektor der Versicherungsfirma, der die Anlagen überprüfen musste, und das andere Mal als Kunde, der einen Verlobungsring für seine Freundin anfertigen lassen wollte.

Seine schwarze Kleidung inklusive des Kaschmirkapuzenpullovers, der seinen blonden Schopf bedeckte, machte ihn im Schatten unsichtbar. In den Anfangsjahren seiner Laufbahn als Dieb musste er auf die harte Tour lernen, wie wichtig die exakte Vorbereitung eines Jobs war. Und er hatte gelernt!

Stefan betrat den Raum, der die Ausmaße einer Abstellkammer hatte, schloss die Tür und hielt einen Moment lang inne. Ein Blick auf die alte Schaffhausen-Armbanduhr seines Großvaters und er wusste, dass die Jungs mittlerweile ihren Posten bezogen hatten.

Er stellte den Koffer ab, nahm eine Rolle Klebeband und machte sich daran, den Spalt zwischen Tür und Rah-

men abzudecken. Erst jetzt schaltete er das Licht ein. Ein metallisches Brummen ertönte über seinem Kopf und innerhalb von Sekunden war der Raum in Neonlicht getaucht.

Stefan befand sich nun im Herzstück des Juweliergeschäfts: Hier kamen nur Personen hinein, die das Rohmaterial zu Ringen, Broschen, Ketten, Colliers oder Diademen schliffen, bogen und formten. Personen, die vor allem eines waren: loyal, integer und absolut verschwiegen.

Hier hingen keine Kameras. Die Luft wurde durch ein spezielles Filtersystem gereinigt und immer auf einer konstanten Temperatur von 21 Grad gehalten.

Stefan klatschte in die Hände und betrachtete den Safe etwas genauer. Er war mit einem elektronischen Schloss gesichert, ähnlich dem, das er schon am Hintereingang geknackt hatte. Dazu kam allerdings noch eine Sicherung durch einen Fingerabdruckscanner.

Ein Problem? Nicht für ihn!

Erneut öffnete Stefan den Koffer und entnahm ihm das Kästchen mit dem Lidschatten, eine Rolle Tesafilm und eine Fingeratrappe aus Latex.

Die meisten Menschen dachten, mit einem Sicherheitssystem, das auf Fingerabdrücke spezialisiert ist, wären sie rundum geschützt. Vor allem wenn dieser Teil nur die Absicherung der Absicherung ist. Im Prinzip war dem auch so, nur leider – oder sollte er sagen: zum Glück für einen cleveren Dieb – wurden die meisten Menschen kritiklos gegenüber Technik und sie gingen lax damit um.

Ein Umstand, den er auch hier wieder auszunutzen gedachte. Denn wo hinterließen diese Menschen garantiert einen Fingerabdruck, noch dazu den passenden?

Genau, auf dem Feld des Scanners, den sie nach der Nutzung meist nicht abwischten, auch wenn sie es sonst überall taten.

Stefan nahm den Lidschatten, lockerte das Pulver mit dem dazugehörigen Schwämmchen auf und stäubte das Scannerfeld ein. Danach pustete er vorsichtig die überflüssigen Krümel beiseite und – voilà – vor ihm erschien der perfekte Abdruck.

Er löste ihn mit einem Abschnitt Tesafilm und pappte den Abdruck auf die Fingeratrappe. Jetzt musste er nur noch das Scannerfeld säubern und – der Safe öffnete sich.

Die fünf Fächer des Tresors waren angefüllt mit Diamanten, die ihn in den unterschiedlichsten Phasen der Verarbeitung anfunkteten. Aber diese rührte er nicht an.

Ohne Zögern griff er nach den Steinen, die aussahen, als wären sie gerade vom Mond gefallen: unförmig, mit Minikratern durchzogen und vollständig mit einer festen Erdschicht bedeckt. Es gehört schon eine Menge Phantasie dazu, in ihnen die Schmuckstücke zu sehen, für die manche Menschen mordeten.

Er ließ die Steine in vier kleine Stoffbeutel gleiten und verstaute sie im Koffer.

Gerade als er die Safetür wieder schließen wollte, fiel sein Blick auf eine kleine schwarze Schachtel in der hinteren Ecke.

Auch später noch konnte er sich nicht erklären, was ihn dazu getrieben hatte, die Schachtel zu öffnen.

Eine Eingebung? Eine Magenverstimmung? Der unwiderstehliche Drang, dem Tod ins Gesicht zu sehen?

Wie dem auch sei. Er tat etwas, was er sich immer geschworen hatte, niemals zu tun: Er wich von seinem Plan ab.

Erneut kniete sich Stefan vor den Safe, griff hinein und hielt das schwarze Kästchen unschlüssig vor seine Nase. Der silberne Stift an der Vorderseite übte eine magnetische Anziehungskraft auf ihn aus, und wie von selbst berührte sein Daumen die Stelle. Der Deckel sprang auf und enthüllte eine unbezahlbare Kostbarkeit. Stefan erkannte den Diamantring sofort. An ihm und den ihn tragenden Frauen hatte sich schon so mancher Mann die Finger verbrannt.

Doch auch ihm gelang es nicht, sich dem funkelnden Zauber dieser auf die Erde getropften Träne der Götter zu entziehen. Dieser Stein war von einer überirdischen Klarheit, wie es auf der Welt keine zweite gab. Noch ein Grund mehr, sich nicht auf dieses edle Stück einzulassen.

Gerade wollte Stefan den Ring wieder zurückstellen, als er ein kratzendes Geräusch hörte. Es kam aus dem Verkaufsraum.

Kopflös sprang er auf, klappte den Koffer mitsamt dem schwarzen Kästchen zu, löschte das Licht und riss die Tür zum Flur auf.

Ohne zu zögern, rammte er dem Mann, der plötzlich vor ihm stand, den Koffer in die Magengrube und rannte zur Tür am Hinterausgang, die nur angelehnt war. Verdammte, habe ich die Tür etwa nicht richtig geschlossen?, überlegte er.

Wenn dem so war, dann hatte er den heimlichen Alarm ausgelöst und die Polizei war mit Sicherheit schon auf dem Weg.

Stefan hörte ein Stöhnen näherkommen. Er warf den Koffer über eine kleine Mauer, vergrub die schwarze Schachtel in der Bauchtasche seines Kapuzenpullis und kletterte dem Koffer hinterher.

Er landete in einem handtuchbreiten Durchgang, in dem bereits vier junge Männer ungeduldig auf ihn warteten. Ohne Zögern griff sich jeder von ihnen einen Samtbeutel und steckte ihn ein. Alle vier verschwanden lautlos in alle Himmelsrichtungen.

Nur Sekunden später erzitterte die Nachtluft von farbigen Lichtblitzen und vom Sirenengeheul der Polizeiwagen.

Stefan schob seine Kapuze in den Nacken, zog eine leichte Daunenjacke über, die er hier vorsichtshalber unter einem Haufen Holzkisten versteckt hatte, und verstaute seinen Metallkoffer in einem Aktenkoffer, der ein paar Zentimeter größer war. Dann straffte er den Rücken und betrat die Straße vor dem Juweliergeschäft Aurumer.

Völlig außer Atem lief ihm der Besitzer aus dem Vordereingang entgegen und begrüßte ihn als den Versicherungsangestellten, für den sich Stefan bei ihrem ersten Treffen ausgegeben hatte.

EINS

»ICH HASSE DICH! Du weißt überhaupt nicht, was ich brauche. Ich bin alt genug, um über mein eigenes Leben zu bestimmen!«

»Du bist 15!« Wenn ich noch einmal das Wort *ich* hörte, würde ich, Charlotte Schwab, Augsburger Lokalreporterin, Mutter und Frau am Rande des Nervenzusammenbruchs, für nichts mehr garantieren! Jede Richterin der Welt, die ebenfalls alleinerziehende Mutter eines Teenagers war, würde mich von jedweder Tat freisprechen.

»F-ü-n-f-z-e-h-n – ein – halb! Du kannst mich nicht kontrollieren.«

»Ich will dich nicht kontrollieren, aber du bist immer noch meine Tochter, und ich allein habe die Verantwortung für dich. Du hast dein eigenes Zimmer, und das ist mehr, als manch anderes Kind hat.«

»Ach, jetzt hör auf! Ich bin nicht jedes andere Kind. Ich bin ich, und ich bin kein Kind mehr. Ich kann für mich allein sorgen.«

»Ha! Ich glaub's ja nicht. Wer verdient denn das ganze Geld? Wer geht denn immer einkaufen, wer putzt das Haus? Die Wohnung würde innerhalb einer Woche im Müll versinken!« Ich wusste, dass ich ungerecht wurde, aber nach einer Stunde Streit lagen meine Nerven blank und mir gingen die Argumente aus. Die Wahrheit, warum

ich sie nicht in die Wohnung unter dem Dach ziehen lassen konnte, wollte ich ihr einfach nicht sagen.

»Aber ich kann ja noch nicht einmal Freunde einladen. Du schleichst doch dann ständig im Haus herum. Da oben hätte ich wenigstens meine Ruhe!«

»Jetzt werd mal nicht ungerecht, junge Dame! Ich arbeite nun mal die meiste Zeit daheim. Und wenn du Freunde dahast, dann ziehe ich mich ins Büro zurück und lasse euch in Ruhe. Außerdem willst du doch nur bis in die Nacht auf Facebook chatten. Weiß ich, was du da alles treibst?«

»Siehst du – siehst du, du willst mich doch kontrollieren. Du vertraust mir nicht!«

Ich hob die rechte Hand, mit Zeige- und Mittelfinger ein V-Zeichen bildend und wusste nicht einmal, ob diese Generation das Symbol für Frieden überhaupt noch kannte. »Ich vertraue dir, mein Schatz, aber ich traue den Typen, die du dort triffst, nicht.«

»Herrgott noch mal. Wie oft soll ich dir noch sagen, dass ich nur mit Leuten chatte, die ich auch im wirklichen Leben kenne? Und wenn es nachts etwas später wird, dann nur, weil Lukas in kalifornischer Zeit festhängt. Da geht's einfach nicht anders. Wenn ich oben wohnen würde, dann könnten wir uns auch mal aus dem Weg gehen! Dann stören wir uns nicht ständig.«

Jetzt reichte es mir aber wirklich. »Entschuldige, dass ich geboren worden bin!«, rief ich und warf meine Arme in die Luft.

»Ach Mum, so hab ich es doch gar nicht gemeint. Ich will doch nur ...« Weil auch ihr die Worte ausgingen, ließ Tara nun einfach die Schultern hängen. Sie wusste wohl selbst nicht, was sie meinte.

Und ich, ihre Mutter in der mittleren Lebensphase, schlug rhythmisch mit dem Kopf auf die Tischkante: pock, pock, pock. Diesen Schmerz ertrug ich eher als den Streit.

Man hatte mich vor der Pubertät meiner Tochter gewarnt. Eigentlich dachte ich, immer gut gewappnet zu sein, aber nun merkte ich, dass ich nicht die geringste Ahnung hatte, was da auf mich zurollte.

Wie konnte meine Freundin Sara mir das antun?

War ein wenig Dankbarkeit zu viel verlangt, nachdem Tara und ich ihr vor einiger Zeit das Leben und ihre Karriere als Modedesignerin gerettet hatten?*

Jedenfalls stießen wir in dieser Zeit auf die Spur eines alten Freundes von Sara: Lowry. Da alte Liebe auch heutzutage nur selten rostet, fanden die beiden wieder schnell zueinander. Und genau dieser Umstand wurde nun zu einem riesigen Problem für mich, denn Sara war vor zwei Wochen aus der Einliegerwohnung unter dem Dach unseres gemeinsamen Hauses aus- und bei Lowry eingezogen.

Nicht nur, dass Tara mir jetzt ständig damit in den Ohren lag, dort einziehen zu wollen. Ich hatte auch nicht die geringste Ahnung, wie ich Sara auszahlen sollte.

Meine Stirn lag auf der Tischplatte und kühlte langsam ab.

Tara, wieder zu Atem gekommen, startete einen neuen Angriff. Diesmal versuchte sie mich mit einer vernünftigen Argumentation zu ködern: »Sieh mal. Ich bin da ja nicht mal richtig aus dem Haus. Ich wohne quasi noch bei dir, denn ich hab ja noch nicht einmal einen eigenen Eingang. Ich muss immer bei dir durch den Hausflur. Du kannst mich also jederzeit überwachen.«

»Ist das denn jetzt nötig?«, brummte ich eher scherzhaft

*In »Versteckt und zugenäht«, dem ersten Fall von Charlotte Schwab.

in die Tischplatte. Doch Tara ignorierte meinen Kommentar.

»Außerdem blockiere ich nicht ständig das Bad, du kannst es dann jederzeit für dich nutzen. Klingt doch himmlisch, oder!?!«

»Äh.«

»Gut, eine Küche habe ich oben nicht, aber ich denke, es wäre ja nett von mir, wenn ich dich noch ein wenig bekoche.«

Das war nicht ironisch gemeint!

Ich hatte kein Händchen für den Herd und auch nicht fürs Backen. Von mir hatte meine Tochter ihr Talent nicht geerbt. Das kam von ihrer väterlichen Seite. Einer Seite, die sie bisher nicht kennengelernt hatte und von der ich hoffte, dass es bis an ihr Lebensende auch so bleiben würde. Oder wenigstens bis zu meinem.

Taras Stimme sank auf Flüsterton ab. »Und wenn ich in der Wohnung bin, dann liegt mein Schlafzimmer nicht mehr direkt neben deinem.«

Ich schaute auf und sah sie an.

»Na ja«, druckste sie rum. Jetzt wurde es ihr wohl ein wenig mulmig zumute, doch sie sagte es trotzdem: »Du könntest Michael endlich mal hier über Nacht bleiben lassen.«

Mein Blick saugte sich an ihrem Gesicht fest. Ich sah, wie es ihr ein wenig entglitt, denn sie wusste, dass sie zu weit gegangen war.

»Entschuldige«, stammelte sie, nachdem ich sekundenlang nichts gesagt hatte.

»Ich ...«

Mit erhobener Hand stoppte ich einen weiteren hilflos-

sen Versuch meiner Tochter, sich bei mir zu entschuldigen.

»Ich bin dir nicht böse«, antwortete ich leise, nun fest entschlossen, meiner Tochter die Wahrheit zu sagen. »Es geht nicht darum, dass ich dich nicht oben wohnen lassen will. Es geht leider ums Geld!«

»Ich könnte einen Job annehmen, Zeitungen austragen oder so was.« Tara setzte sich zu mir an den Tisch. Ihr Vorschlag kam einer Entschuldigung gleich und ich nahm sie nickend an.

»Das reicht leider nicht. Sieh mal, Sara ist hier nicht einfach mit eingezogen, sie hat sich am Kauf des Hauses beteiligt. Und jetzt, wo sie bei Lowry eingezogen ist, muss, nein, will ich sie auszahlen. Es wäre natürlich einfacher, wenn sie mir etwas mehr Zeit gelassen hätte, aber ...«

»Die zwei lieben sich, Mum. Ich kann verstehen, dass sie so schnell wie möglich zu ihm gezogen ist. Gönn es ihnen doch einfach!«

»Das tue ich ja«, schimpfte ich. Ich hatte wirklich keine Lust auf eine neue Runde Streit und Tara schwieg, obwohl es ihr mit Sicherheit schwerfiel. »Aber das löst nicht unser Problem, dass Sara die Summe von 84.432 Euro von mir für die Wohnung bekommt.«

Tara zog hörbar die Luft ein. Damit hatte sie nicht gerechnet. Damit hatte sie auch nicht rechnen können. Und eigentlich sollte sie davon auch gar nichts wissen. Ich war schließlich die Mutter und sie die Tochter. Ich sollte eigentlich alles im Griff haben, und sie sollte einfach nur ihr Leben leben.

»Warum hast du mir nichts gesagt?«

»Weil es nicht dein Problem ist. Außerdem bist du noch zu jung ...«

»Familie, Mum!«, unterbrach mich meine Tochter. »Schon mal was davon gehört? Nicht alle deine Probleme sind auch meine, aber wenn es die Familie betrifft, dann schon. Ich suche mir einen Job! Dann brauchst du mir kein Taschengeld mehr zu zahlen und kannst das Geld Sara geben.«

Ich wollte etwas einwenden, aber Tara redete einfach weiter und erstickte meinen Einwand.

»Die Wohnung sollten wir vermieten unter der Bedingung, dass wir einen separaten Eingang bauen. Vielleicht kann man eine Außentreppe im Hof anbringen. Ich hab nämlich keine Lust, einem Fremden zu begegnen, wenn ich nur mit einem Handtuch bekleidet aus dem Bad komme!«

Ihr helles Lachen drang mir aus dem Flur entgegen. »Ich geh in mein Zimmer und nehme den Laptop mit. Mal sehen, ob ich online einen passenden Job finde, und wenn ich schon mal dabei bin, setze ich gleich eine Anzeige ins Netz. Die Wohnung kriegen wir schneller vermietet als Lord Nelson sein Futter herunterschlingt.«

Etwas bedröppelt blieb ich zurück und starrte ihr hinterher. Ihre Stimmungsumschwünge waren erstaunlich, doch noch erstaunlicher waren ihre Ideen, die immer irgendwie Hand und Fuß hatten. Während ich jedes Mal tagelang grübelte, setzte sie die Dinge einfach in die Tat um. Mit den Konsequenzen konnte man sich dann beschäftigen, wenn sie eintraten.

Mein vom Streit ausgedörrter Mund schrie nach einem Glas Wasser. Ich stand auf, nahm einen Becher aus dem Hängeschrank über der Spüle, füllte ihn mit Leitungswasser und nahm einen tiefen Schluck.

Lord Nelson, unser roter Kater, streifte herein und lief zielsicher auf meine Beine zu. Ich befand mich in Reichweite des Kühlschranks und das war für ihn immer eine aussichtsreiche Position, um Futter zu erbetteln.

»Hallo, mein Schatz, wo hast du dich denn wieder rumgetrieben?« Ich nahm ihn auf den Arm und kuschelte meine Nase in sein Schulterblatt. Das mochte er nur bedingt. Aber da er etwas von mir wollte, erduldet er diese Liebesbekundung. Darin waren sich der Kater und meine Tochter sehr ähnlich.

»Tara ist schon wieder ausgeflippt und du hast mal wieder den Schwanz eingekniffen und bist abgehauen, hä!«

Lord Nelson maunzte zur Bestätigung. Oder wollte er mich antreiben, schneller seinen Napf zu füllen?

»Schon gut, ich bin dir nicht böse. Wenn ich du wäre, dann hätte ich mich auch verdünnsiert. Du hast ja schließlich die empfindlichsten Öhrchen der Welt.« Ich streichelte sein Köpfchen, das er noch tiefer in seinem Napf versenkte, setzte mich wieder an den Tisch und starrte Löcher in die Luft. Gedankenverloren drehte ich den Becher in meinen Händen und hörte meinem Kater beim Schmatzen zu.

Von oben hörte ich kein Geräusch. Wahrscheinlich skypte Tara wieder mit Lukas, um sich mit ihm zu beraten. Er fehlte ihr, und er fehlte mir. Auch wenn ich es nie zugeben würde, er war wie ein Puffer zwischen mir und meiner Tochter. Obwohl wir die meiste Zeit gut miteinander klar kamen, gab es immer mehr Momente, in denen ich lieber Pfefferkörner kauen würde, als mit Tara unter einem Dach zu leben. Das Schlimme war nur, dass Tara wahrscheinlich das gleiche Gefühl hatte. Überleben war die Devise für uns beide.

Ich zog die Tageszeitung zu mir heran und blätterte lustlos darin herum. Die Schlagzeilen flogen an mir vorbei, blieben aber nicht hängen. Korruptionsskandale waren an der Tagesordnung und brachten mich kaum noch aus der Fassung. Durchhalteparolen, von der Realität vor der Tür eingeholt, zogen nicht mehr, und trotzdem hörten und lassen wir sie haufenweise. Ich faltete die Zeitung zusammen, stand auf und warf sie in eine Kiste unter der Spüle, deren Inhalt einmal in der Woche in die Papiertonne vor der Haustür wanderte. Als ich die Tür schloss, blieb mein Blick kurz an einer Überschrift hängen.

»Schau an«, sagte ich zu Lord Nelson. »Die haben in Wuppertal einen Juwelier überfallen. Banken lohnen sich eben nicht mehr, seitdem sie auch kein Geld mehr haben.« Ich seufzte und sang leise Marilyn Monroes berühmtes Lied »Diamonds are a girl's best friend«.

Lord Nelson hob sein rotes Köpfchen und schaute mich missbilligend an. »Ist ja schon gut«, wehrte ich ab. »Ich weiß, ich soll zum Singen in den Keller gehen. Oder störst du dich daran, dass ich kein Girl mehr bin?«

Unsere uralte Wanduhr im Wohnzimmer schlug fünf Mal. Draußen schalteten sich die Straßenlaternen ein. Ihr Licht strahlte in die dunkle Küche. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie die Sonne untergegangen war!

Lord Nelson hatte es sich auf seinem Stuhl gemütlich gemacht.

»Mum!« Tara rief nach mir. »Bist du schon im Bad?«

»Nein, ich bin in der Küche, wieso?« Ich stellte meinen benutzten Becher in die Spüle.

»Hast du nicht einen Auftrag? Du musst doch heute Abend auf diese Party!«

»Party?«

Oh mein Gott. Das hatte ich ja völlig vergessen!

Vera Schneider, eine bekannte Schauspielerin, feierte ihr letzte große Theaterpremiere und hatte ausgerechnet mich dazu eingeladen! Dabei war ich der Frau noch nie in meinem Leben persönlich begegnet. Ja gut, ab und zu hatte ich sie mal in einem Kinofilm oder im Fernsehen erlebt, aber ich hatte nicht die leiseste Ahnung, warum sie mich kennenlernen wollte.

Die Veranstaltung heute Abend war ihre Abschiedsvorstellung mit anschließender Party im Theater.

Mit Ende 50 – nach den wenigen Fotos, die ich online fand, nahm ich an, dass sie ungefähr so alt war – wurden die wirklich guten Rollen immer weniger. Zumal sie nicht die einzige Schauspielerin in dieser Altersgruppe war. Die traurige Wahrheit: Je älter eine Frau wurde, desto größer wurde die Konkurrenz, weil die Angebote abnahmen. Ein Phänomen, das nicht nur ihren Berufsstand betraf.

»Wo liegt die Einladung? Ich weiß gar nicht mehr, wann das anfängt.«

Kopflös rannte ich in den Flur und durchwühlte den kleinen Weidenkorb, der auf dem Sideboard stand. Tara kam zu mir und suchte in den Schubladen nach der goldgeprägten Karte, auf der alle wichtigen Daten verzeichnet waren.

»Hab sie«, wedelte Tara mit dem hochwertigen Karton vor meiner Nase herum und grinste.

»Gib her!« Ich griff danach, doch Tara zog die Karte aus meiner Reichweite.

»Was krieg ich dafür?«

»Willst du ne Kopfnuss?«

Meine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern.

»Ups, nein. Ich glaube, wir haben ein Problem!«

»Was?«, drängte ich.

»Hier steht, dass du zur Theatervorstellung und zu der anschließenden Party eingeladen bist. Und das Stück beginnt schon um halb acht!«

»Halb acht? Da hab ich ja nur noch eine gute Stunde!«

»Und auch nur, wenn du nicht mit dem Auto fährst. Beim Theater findest du nie einen Parkplatz.«

»Dann nehme ich ein Taxi.« Ich griff mein Handy und wollte gerade nach der Telefonnummer des Unternehmens suchen, als eine SMS eintrudelte.

»Verspäte mich. Bin im Büro. Treffe dich auf der Party! Kuss Michael.«

Schnell wollte ich eine Antwort tippen, da riss mir Tara mein Handy aus der Hand. »Keine Zeit. Du gehst ins Bad und machst dich fertig. Zieh das blaue Hemdkleid an, das steht dir so gut, und dazu passt die silberne Halskette, die ich dir zum Geburtstag geschenkt hab.«

Ich machte mich auf den Weg. Tara lief in ihr Zimmer und instruierte mich weiter. »Zieh die schwarzen Schafstiefel an und den schwarzen Wollmantel. Damit kannst du nichts falsch machen.«

»Den schwarzen Wollmantel? Der ist voller Katzenhaare!«, rief ich durch die geschlossene Badezimmertür, mit einem Bein in der Dusche.

»Wieso ist der voller Katzenhaare?«

Ich stellte das Wasser an. Vielleicht konnte ich so einer peinlichen Antwort entgehen.

Doch die Badezimmertür öffnete sich quietschend. Ich flutschte unter die Dusche. »MUM!«

»Ach, na ja. Ich hab ihn letztens nur über den Sessel im Wohnzimmer geworfen, und als ich ihn weghängen wollte, hatte sich Nelson schon drin eingenistet«, blubberte ich entschuldigend.

»Grrr. Okay. Ichbürste ihn ab.«

»Danke«, schrie ich meiner Tochter hinterher und fing an zu wirbeln.

Dabei hasste ich nichts mehr als hetzen zu müssen.

ZWEI

»Noch eine halbe Stunde bis zum Auftritt, Frau Schneider!«

Einer der Assistenten, die im Theater umherschwirren, schloss nach dieser Ansage lächelnd die Tür zur Garderobe und redete sofort wieder in sein Headset.

Vera Schneider saß in ihrem Stuhl vor einem hohen Spiegel. Fertig geschminkt und in Kostüm, einem beigefarbenen Spitzenkleid im Empirestil der 1920er Jahre, sah sie aus wie eine alternde Lady auf ihrem Landsitz, die darauf wartete, dass ihre Verwandten sich zum Leichenschmaus einfanden.

Die Garderobe war überfüllt mit Blumengebinden und Sträußen von roten Rosen, weißen Callas und gelben Orchideen, deren Duft ihr den Atem raubte.

Flüsternd ging Vera ein letztes Mal den Text der Anfangsszene durch: ein letztes Mal. Ja, sie würde ein letztes Mal auf der Bühne stehen. Ein letztes Mal den Beifall der Zuschauer entgegennehmen.

Sie sah in ihr Gesicht. Es war noch lange nicht das Gesicht einer alten Frau. Ihre blauen Augen glänzten wie zu Beginn ihrer Schauspielkarriere vor dreißig Jahren. Und von ihrem Hals, den ein Kritiker mal mit dem eines Schwanes verglichen hatte, wanderten noch immer die Blicke auf ihre ebenmäßigen Schultern. Ihr kurzes blondes Haar, in dem sich nicht ein grauer Schatten zeigte, schlang sich in

Wellen um ihren Kopf. Gut, hier und da sah man erste Fältchen, aber es war nichts, was man nicht mit einem geeigneten Make-up beheben konnte.

Das zumindest sah sie, wenn sie in den Spiegel schaute. Ihr Manager und die Produzenten diverser Film- und Theaterprojekte schienen ihre Meinung nicht zu teilen. Außer der Synchronisation von Hollywoodfilmen hatte sie in den vergangenen Jahren nicht mehr viele Aufträge bekommen. Ein paar schlecht bezahlte Nebenrollen waren alles. Wenn sich nicht bald etwas tat, dann würde sie in absehbarer Zeit wohl Hartz IV beantragen müssen. Sie war zwar nicht die einzige ihrer Zunft, der es so erging, aber sie hatte eine Heidenangst davor. Vera Schneider hatte noch nie um Geld betteln müssen. Nicht auszudenken ...

Erneut klopfte es an ihrer Tür.

»Ja!«

»Noch zehn Minuten, Frau Schneider. Sie sollten sich langsam zur Bühne begeben.«

»Ich komme sofort«, antwortete sie, die Ruhe selbst.

Wie ein Sprinter vor seinem Start schüttelte sie ihre Arme und Beine aus, atmete bewusst und tief ein und ließ die Luft pfeifend zwischen ihren Lippen entweichen. Es kitzelte, und sie lächelte zufrieden.

Auch wenn das heute ihre letzte Vorstellung sein würde, wollte sie den Menschen zeigen, was noch in ihr steckte. Sie hatte ihr Publikum noch nie enttäuscht, und sie hatte nicht vor, heute damit zu beginnen. Wer weiß, was der Abend bringt! Denn wenn sich eine Tür schloss, dann öffnete sich garantiert ein Fenster.

Sie trat in den langen Gang. Bunt gekleidete Tänzerinnen rannten kichernd an ihr vorbei. Der Inspizient suchte

nach einem wichtigen Requisite, einer Teetasse, ohne die das gesamte Stück seiner Meinung nach nicht funktioniert. Dabei schimpfte er wie ein Rohrspatz.

Vera sog die Atmosphäre in sich auf. »Oh mein Gott, wie ich diesen Wahnsinn vermissen werde.«

»Frau Schneider!« Hektisch winkend stand der Assistent am Bühnenrand.

»Ich komme ja schon.«

Vera lief ihm entgegen und gesellte sich zu einer jungen Schauspielerin, die ihre Enkelin darstellte. Vorsichtig linsten sie durch den Vorhang hindurch und schauten in den Zuschauerraum.

»Ausverkauftes Haus«, flüsterte die Kleine und sah Vera ehrfürchtig an. »Die sind alle Ihre Weggen hier! Ich kann nicht verstehen, dass Sie aufhören wollen.« Achselzuckend schaute sie wieder ins Parkett. »Wollen Sie das alles wirklich aufgeben?«

Veras Lächeln war das antrainierte einer gestandenen Schauspielerin. Wortlos zog sie das Mädchen zurück und schickte sie auf ihre Startposition.

Wie sollte sie ihr erklären, dass auch sie selbst vor einem halben Leben mit einer alternden Diva hinter einem Vorhang gestanden und fast wörtlich das gleiche Gespräch geführt hatte. Und dass auch sie ihr nicht glauben wollte, denn niemand schaute gern in den Spiegel, der einem vorgehalten wurde.

Seltsamerweise bekräftigte diese kleine Szene sie ihn ihrem Entschluss, die Bühne ein für alle mal zu verlassen. Nicht nur die mangelnden Rollenangebote waren schuld daran, sondern auch die Menschen, die nachrückten. Während sie selbst immer lebenserfahrener wurde, sollte sie

sich meist von Männern, die halb so alt waren wie sie selbst, sagen lassen, was sie zu tun und zu lassen hatte?

Nicht wirklich!

Wenn nur das leidige Geld nicht wäre!

Auch wenn das öffentliche Leben einer Schauspielerin weit glamouröser war als das nicht öffentliche, benötigte sie dafür eine gewisse monatliche Summe.

Man überlebte nicht lange von Nudeln mit Ketchup.

Leider warfen ihre drei gescheiterten Ehen nicht so viel ab, dass sie ihren derzeitigen Standard würde aufrechterhalten können. Aber vielleicht schaffte sie das mit ihrer neuen Beziehung, zumindest begann sie sehr vielversprechend.

Das Stimmengewirr aus dem Zuschauerraum verebbte langsam.

Vera trat zu dem schmalen Ohrensessel, nahm das in schwarzen Samt eingeschlagene Gesangbuch in die Hand und setzte sich. Erster Akt, erste Szene, erstes Bild für *Jahre einer alten Lady*.

DREI

Übernächtigt und ausgelaugt stemmte sich Michael im Bürostuhl nach oben. Er streckte seine Arme über den Kopf und reckte sich. Seine Knochen knackten und mittlerweile sah sein Gesicht genauso zerknittert aus wie seine Kleidung. Zwar hing in seinem Schrank immer ein frisches Hemd zum Wechseln, aber auch das war schon eine Weile nicht mehr frisch. Seit 24 Stunden hatte er keinen Schlaf mehr bekommen. Die Aktenberge auf seinem Tisch formten sich langsam zur Zugspitze.

Eigentlich sollte der Theaterbesuch ihm heute ein wenig Entspannung bringen, aber selbst wenn er die Zeit dafür gefunden hätte, wäre er mit großer Wahrscheinlichkeit während der Vorstellung eingeschlafen.

Charlotte hatte auf seine SMS bisher noch nicht reagiert und er fragte sich, ob das eine gute oder schlechte Nachricht war.

Michael betrachtete sein Gesicht in dem kleinen Spiegel, der über einem winzigen Waschbecken in einer durch einen Vorhang abgetrennten Ecke seines Büros hing. Seine graublauen Augen, umrahmt von tiefen dunklen Schatten, gaben ihm das Aussehen eines Waschbären. Und seine Frisur oder besser das, was davon noch vorhanden war, brauchte dringend einen Schnitt. Dabei ertappte er sich immer öfter bei der Überlegung, ob er den aschblonden

Ton auffrischen sollte, schon um die immer mehr werdenden grauen Haare zu kaschieren. Mit den Händen versuchte er sie zu ordnen, vielleicht schaffte er das auch mit seinen Gedanken. Er schüttelte den Kopf – es half nicht.

Abrupt drehte er den Wasserhahn auf und spülte sein Gesicht kalt ab.

In seinem Rücken öffnete sich die Bürotür. Ohne anzuklopfen stürmte ein Assistent in den Raum und legte noch mehr Akten auf den Schreibtisch.

»Kannst du nicht anklopfen?«, wollte Michael wissen. Er trocknete sich schnell ab.

»Oh, ich dachte nicht, dass du noch hier bist. Wolltest du nicht ins Theater?« Der junge Mann, ein Jurastudent kurz vor dem Examen, sah auf seine Uhr. »Die Vorstellung dürfte schon angefangen haben.«

»Klappt nicht.« Michael nickte in Richtung Tisch.

»Sorry, aber ich hab noch mehr dazu beigetragen.«

»Was ist es jetzt?«

»Eine Anfrage aus Brüssel.«

»Brüssel? Was wollen die denn von uns?« Michael öffnete den obersten dunkelgrauen Aktendeckel und überflog die ersten Papiere.

»Hat irgendwas mit Diamanten zu tun.«

Michael lächelte. »Hast wohl in den Unterlagen gestöbert?«

Der Junge hob entschuldigend die Achseln. Michael überflog die Seiten und legte die Stirn in Falten.

»Was ist?« Der Assistent, Michael glaubte, sein Name war Jens, stellte sich hinter den Bürostuhl und las mit.

»Bist du sicher, dass die Akten an mich gehen sollten? Das ist eher was für Förster. Der bearbeitet Einbrüche in

Juweliergeschäfte. Ich darf mich höchstens für Einbrüche in Apotheken interessieren.«

»Förster ist krank.«

»Krank?«

»Ja, er hatte sich heute Morgen gemeldet und gemeint, wenn es etwas Dringendes sei, dann sollen die Anfragen an dich gehen. Hat dir mal wieder niemand Bescheid gesagt?«

Michael schwieg und Jens, denn der Assistent hieß tatsächlich so, schien nachzudenken. Plötzlich lief er hinaus, ließ die Bürotür jedoch offen. Sekunden später kam er mit einer Aktenkladde zurück, zog entschlossen den Besucherstuhl zu Michaels Schreibtisch heran und nahm die Unterlagen genauer in Augenschein. »Ich hab noch ein paar Urlaubstage. Die kann ich getrost auch hier verbringen und helfen.«

»Das geht nicht, ich kann dich nicht bezahlen.«

»Bezahlen? Ich wusste gar nicht, dass es hier bezahlte Praktika gibt!«, erwiderte er scherzhaft. Und damit war die Sache für ihn erledigt.

Michael hingegen notierte sich in seinem Hirn, dass er dem Jungen einen Gefallen schuldig war.

»Okay, der Überfall gestern fand eine Stunde nach Mitternacht statt. Keine Zeugen außer dem Besitzer, der vom stillen Alarm aus dem Bett gerissen worden war. Er wohnt wohl nur fünfzehn Minuten mit dem Auto von seinem Laden entfernt. Die Techniker sagen, der Einbrecher hatte vergessen, die Hintertür wieder zu schließen«, las Jens vor.

»Ein komischer Fehler«, bemerkte Michael.

»Ja, vor allem, wenn man bedenkt, mit welcher Raffinesse er vorgegangen ist.« Jens lehnte sich in seinem Stuhl bequem zurück. »Für das Sicherheitsschloss am Hinterein-

gang und den Safe nutzte er eine selbst entworfene Software.«

»Woher willst du das wissen?« Michael stand auf, lief zu dem halbhohen Aktenschrank mit den grauen Rolltüren und nahm einen Kaffeebecher von der Ablage. Er hielt ihn Jens entgegen und fragte stumm, ob er auch einen wolle, denn er wollte den Gedankengang des Jungen nicht unterbrechen. Jens nickte und lief Michael in die Teeküche hinterher.

»Diese Schlösser sind einmalig. Die Firmen, die so etwas installieren, fertigen ausschließlich Unikate an. Zumindest sollten sie das«, schickte er nachdenklich hinterher. Er zog sein Smartphone aus der Tasche seines Jacketts, streichelte es, um es zu entriegeln, und tippte dann darauf herum.

Für einen flüchtigen Moment schoss Michael die verquere erotische Komponente des Streichelns eines Handys durchs Hirn. Belustigt schüttelte er den Gedanken ab, hoffte aber, sich wieder daran zu erinnern, wenn er bei Charlotte war. Michael seufzte leise. Er vermisste sie, aber ...

»Schwarz?«, wollte Michael wissen.

»Mit Milch bitte. Keinen Zucker«, erwiderte Jens und nahm vorsichtig den gefüllten Becher entgegen. Für sich selbst goss Michael ebenfalls Milch in den Kaffee, gab noch ein Stück Würfelzucker hinzu und rührte das Ganze um.

Jens' Handy piepte und er rief die SMS direkt ab.

»Ich hatte Recht. Das Sicherheitssystem für den Jewelier war ein Unikat. Aber mein Bekannter meint, dass die meisten Systeme eine einheitliche Programmierbasis haben.«

Jens trank einen Schluck und lehnte sich mit dem Rücken

cken an die Spülmaschine. Michael hörte weiter aufmerksam zu.

»Das könnte bedeuten, dass der Einbrecher irgendwie an das Basisprogramm herangekommen ist ...«

»... und somit den Generalschlüssel für alle Sicherheitssysteme besitzt, die diese spezielle Firma in den vergangenen Jahren installiert hat«, beendete Michael den Satz. »Das heißt aber auch, dass der Fall weitaus größer sein könnte, als wir ahnen.«

Michael schaute heimlich auf sein Handy. Noch immer keine Antwort von Charlotte!

»Wartest du auf was Wichtiges?«

»Nein, wie kommst du darauf?«

»Du schaust jetzt schon das fünfte Mal auf dein Handy, seit wir in der Teeküche stehen. Ich dachte nur.« Entschuldigend zuckte Jens mit den Achseln.

»Ich musste eine Verabredung absagen und ...«

»... sie hat noch nicht geantwortet! Kenn ich. Da muss dann wohl ein großer Entschuldigungsblumenstrauß her. Am besten rote Rosen«, winkte Jens weltmännisch ab.

»Sie mag keine Rosen«, murmelte Michael, nicht ganz bei der Sache. »Wenn man sie beeindrucken will, müssen es schon dunkelrote Callas sein.«

»Wow, eine Frau mit Klasse, gefällt mir.« Und schon wieder hing Jens an seinem Smartphone und tippte mit der linken Hand, während er in der rechten den Kaffeebecher zum Büro balancierte.

*

Ich bezahlte den Taxifahrer und bedankte mich bei ihm, denn er war so nett und öffnete mir sogar die Tür!

»Viel Spaß, und wenn ich Sie wieder abholen soll, dann rufen Sie einfach diese Nummer an und fragen nach Dimitri.«

»Dimitri«, nickte ich, nahm die mir gereichte Visitenkarte entgegen und schon strebte ich dem Theatereingang entgegen. »Mach ich auf jeden Fall!«

Die Arme seitlich ausgestreckt, setzte ich vorsichtig einen Fuß vor den anderen, denn die Gehwege hatten sich durch den stetigen Schneefall in eine seifig-rutschige Angelegenheit verwandelt.

Ich erreichte aber ohne Unfälle den Haupteingang des imposanten Theatergebäudes und wackelte die Treppenstufen hinauf. Die Glastür des mittleren Torbogens war angelehnt und ich schlüpfte hindurch ins Warme. Die letzten versprengten Zuschauer huschten an mir vorbei die Treppen links und rechts zu den jeweiligen Rängen hinauf. Ich musste mich sputen, um nicht unangenehm aufzufallen, wenn ich zu meinem rotgepolsterten Sitzplatz wollte.

Schnell entledigte ich mich meines Mantels, stopfte meinen Schal in einen Ärmel und reichte ihn der Garderobenfrau über den Tresen.

»Ähm«, sie zeigte auf ihren Kopf.

Ich hob fragend meine rechte Augenbraue.

»Ihre Mütze«, flüsterte sie lächelnd.

»Oh!« Ich zog meine Strickmütze mit einem Ruck herunter. Es war ein Geschenk von Tara, quietschbunt mit Streifen in Orange, Gelb und Grün, selbstgemacht, als sie acht Jahre alt war. Leider hatte sie dafür Wolle mit einem hohen Polyesteranteil verwendet und deshalb standen mei-

ne frisch gewaschenen Haare in alle Richtungen vom Kopf ab.

Immer noch lächelnd griff die Dame unter den Tresen und holte einen kleinen Handspiegel sowie eine Tube mit Haargel hervor. Mit ein paar geübten Handbewegungen zähmte ich meine Kurzhaarfrisur, schnappte mir mit einem Dankesgruß die Kleidermarke und stöckelte, so schnell ich konnte, in Richtung Parketteingang links.

Genau in dem Moment, als ich um die Ecke bog, schloss sich die Tür zum Saal. Ich hechtete zu der Dame, die gerade leise die Klinke drückte, und zeigte ihr meine Platzkarte.

»Sie sind mal wieder spät dran, Frau Schwab!«

Uh, den Tonfall kannte ich. Eine meiner alten Lehrerinnen klang immer so.

Doch die Frau, die ich als Mutter einer Mitschülerin von Tara erkannte, grinste sanft und öffnete leise die Tür. »Gleich hier vorn«, flüsterte sie mir zu und schob mich in Reihe acht des schummrigen Raums.

»Tschuldigung ... tschuldigung ... tschuldigung.«

Insgesamt sechs Personen erhoben sich murrend, damit ich zu meinem Sitzplatz stolpern konnte. Im Rücken vernahm ich die ersten Sätze des Stücks.

Erleichtert plumpste ich in meinen Sessel, stellte meine Handtasche vor meine Füße auf den Boden und legte meine Hände in den Schoß. Für meine Ellbogen gab es leider keinen Platz mehr auf den Lehnen. Das Haus war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Wahrscheinlich hatten sie die Plätze, deren Karteninhaber abgesagt hatten, an Studenten vergeben. Sonst säße statt des jungen Mädchens ein gewisser Mann neben mir, an den ich mich gern gekuschelt hätte. Ich schloss meine Augen, ein kleiner Moment noch und

ich war im Abend angekommen. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich nicht viel Ahnung von Kunst oder Theater habe. Aber ich konnte zumindest sagen, ob mir ein Gemälde, ein Film oder eine Plastik gefiel oder nicht. Und ich konnte sagen, was es war, das mir gefiel oder eben nicht.

Was nun die Schauspielerei anging, so richtete sich mein Urteil immer danach, ob ich bemerkte, dass jemand eine Rolle spielte, oder ob ich dem Menschen abnahm, was er da gerade zeigte. Zwar ging ich im Schnitt nur ein oder zwei Mal im Jahr ins Theater, aber ich war überrascht von der hohen Qualität, die es in Augsburg gab.

Gerade hier im Theater herrschte eine Professionalität, die alle Gewerke, egal ob Schauspieler, Bühnenbauer, Kostümbildner oder die Damen, die unsere Garderobe verwahrten, betraf. Ich spürte ihre Freude an dem, was sie taten, und ich sah, mit welcher Leidenschaft sie ihrem Publikum einen unterhaltsamen und entspannenden oder vielleicht auch einen nachdenklichen Abend gestalteten.

Ich setzte mich bequem in meinem Sessel zurecht und wollte das Stück ohne Hintergedanken genießen.

Ohne Tara, Sara, Michael und wie meine Probleme alle hießen, von denen ich bisher noch keine Ahnung hatte, dass es sie gab. Michael und ich fühlten uns zueinander hingezogen. Ich genoss seine Gegenwart und langsam brannte ich darauf, endlich noch einen Schritt weiterzugehen. Doch immer, wenn ich den Zeitpunkt für gekommen hielt, klingelte irgendein Handy. Und seit ein paar Tagen spürte ich, dass sich Michael wieder von mir zurückzog. Er schob die Arbeit vor, aber es war mehr als das. Und auch wenn ich mir noch so sehr das Hirn zermartete, ich kam

nicht darauf, was es sein könnte. Ich wusste nur eins mit Bestimmtheit, den Zeitpunkt, als es begann: als sein Sohn Lukas zu seinem Praktikum in die USA flog.

Ich rappelte mich auf und beschloss spontan, mich einfach zu amüsieren und zu schauen, was heute wohl noch auf mich zukommen würde.

Dass es etwas war, das mich im wahrsten Sinne des Wortes aus der Bahn werfen sollte, ahnte ich zum Glück noch nicht.

*

Michael schob den Aktenberg auf die rechte Seite seines Schreibtischs und stellte den Kaffeebecher daneben. Mit einer Handbewegung bedeutete er Jens, sich die linke Hälfte des Tisches zu schnappen, welche er auch gleich mit seinem Kaffeebecher in Beschlag nahm.

Beide setzten sich wieder auf ihre Stühle. Jens schob seinen heran und streifte dabei aus Versehen die Tischplatte. Ein Foto fiel klappernd um. Er griff danach, um es wieder aufzustellen. »Tschuldigung.«

Michael nahm das Bild in die Hand und schaute darauf. »Ist schon gut. Nichts passiert.« Und auf den neugierigen Blick seines Assistenten hin antwortete er: »Mein Sohn Lukas. Er ist vor zwei Wochen in die USA gegangen, für ein Praktikum im Silicon Valley.«

»Wow. Nicht schlecht. Wie lange bleibt er dort?«

»Geplant ist ein Jahr. Es könnte aber auch länger werden.« Michaels Tonfall ließ erkennen, dass er nicht wusste, ob er es gut oder schlecht finden sollte.

»Das ist eine einmalige Chance für deinen Sohn. Die nehmen nicht jeden! Und mit den Kontakten, die er dort

aufbaut, hat er für den Rest seines Berufslebens ausgesorgt.«

»Das ist es nicht«, verteidigte sich Michael, und plötzlich sprudelten Worte aus seinem Mund, die er noch nicht einmal sich selbst eingestanden hatte. »Er lebt dort bei seiner Mutter, die uns vor zehn Jahren verlassen hat. Das ist das eigentliche Problem.«

»Oh!« Jens wusste nicht, ob er etwas erwidern sollte, also nahm er eine Akte zur Hand und konzentrierte sich wieder auf den Fall.

Er las noch einmal die Notizen der Streifenpolizisten, die als Erste bei dem überfallenen Juweliergeschäft angekommen waren. »Den Jungs vor Ort scheint nichts aufgefallen zu sein, außer dem, was offensichtlich war.« Er zuckte die Achseln. »Sie haben das ganze Gelände oberflächlich untersucht, aber die Beute ist immer noch verschwunden. Jetzt kann man nur hoffen, dass die Kriminaltechniker noch was finden.«

Michael nahm den Themenumschwung gerne an und erwiderte: »Ja. Keine Zeugen. Keine Beute – aber eindeutig ein geöffneter Safe.«

Michael schob die Blätter auf seinem Tisch hin und her.

»Ich frage mich, warum überhaupt noch jemand einen Juwelier überfällt«, meinte Jens.

»Um Diamanten zu stehlen?« Für Michael war das naheliegend.

»Diamanten zu stehlen ist ja das eine, aber man muss sie dann auch wieder loswerden, weiterverkaufen und da liegt das Problem. Nimm zum Beispiel mal den *Blauen Wittelsbacher*. Der Diamant wurde in den frühen 20ern aus der bayerischen Krone entfernt und durch eine Replik er-

setzt. Seine naturblaue Färbung machte ihn einzigartig.«

Michael unterbrach Jens, auch er konnte mit der Geschichte des Hauses Wittelsbach aufwarten. »Irgendwann in den Fünfzigern gelangte der Stein auf mysteriöse Weise nach Österreich und wurde vor ein paar Jahren bei Christie's in London versteigert. Wenn ich mich recht erinnere, hat ein Juwelier namens Graff ihn für rund 24 Millionen Dollar gekauft und dann umgeschliffen. Angeblich weil er beschädigt war ...«

»Oder doch eher, weil er ihn in seiner ursprünglichen Form nicht verkaufen konnte. Unterm Strich bleibt: Der neue Diamant Wittelsbach-Graff ist für 80 Millionen Dollar nach Katar ausgewandert.«

»Ein netter Gewinn! Und das wäre also die legale bis halblegale Variante.«

»Genau. Aber wie werde ich illegale Steinchen los?«

»Dafür gibt es Hehler. Soll ich dir eine Liste machen?«, scherzte Michael. »Diamanten sind das neue Gold.«

»Was nur bis zu einem bestimmten Punkt richtig ist«, wies Jens seinen Chef zurecht. »Denn auch hier wird die Ware knapp. Der Markt wird zunehmend enger und ...«

»... und der Gewinn größer, ich weiß. Seit der Ächtung der Blutdiamanten durch die Vereinten Nationen mussten sich die Rebellenorganisationen nicht nur neue Finanzierungswege für ihre Kriege suchen, es wurde auch gleichzeitig eine künstliche Verknappung des Marktes erreicht.«

»Ja, denn legale Diamanten wachsen auch nicht auf den Bäumen, schon klar. Und allein im New Yorker Diamantenbezirk werden jährlich mehr als neun Milliarden Dollar erwirtschaftet«, ließ Jens sein Wissen aufblitzen. »Und am Ende erhält der Kunde einen Diamanten, der durch ein

Zertifikat geschützt ist und damit praktisch diebstahlsicher.«

»Ein Zertifikat kann man fälschen. Dafür gibt es bestimmte Anleitungen im Internet. Das ist nicht so schwer, schon gar nicht, wenn ein Dieb das richtige Auftreten hat und das Personal den Kunden wirklich wie einen König ohne Wenn und Aber behandelt«, widersprach Michael.

»Ein Zertifikat kann man fälschen, da stimme ich dir zu. Doch eine Lasernummer, die direkt auf der Rondiste oder Tafel des Diamanten eingebrannt wurde, die ist absolut unfälschbar.«

»Rondiste? Tafel?« Michael zog scherzhaft seine Augenbrauen hoch. »Du kennst dich aber ziemlich gut aus damit. Sollte ich mir Sorgen machen?«

»Sorgen? Wieso? Ach so, nein«, winkte Jens ab. »Ich hab bestimmt nichts mit der Sache zu tun. Mein Onkel war in dem Geschäft tätig. Hat sich aber zur Ruhe gesetzt.«

»In dem Business?«, rutschte es Michael heraus, denn er ahnte, dass Jens' Onkel für dieses Business rechtlich hätte belangt werden müssen, wenn man ihn geschnappt hätte.

Jens ignorierte die Frage und redete einfach weiter.

»Als Rondiste bezeichnet man den schmalen Rand des Diamanten, ab dem die Tafel, der Bereich, der aus der Fassung herauschaut, in den Kegel übergeht.«

»Wenn ich mich richtig an den Diamantring meiner Oma erinnere, bedeutet das doch aber, dass die Nummer nicht von der Fassung verdeckt wird. Kann man die denn dann nicht sehen?«, wandte Michael ein.

»Nein, solche Nummern erkennst du nur unterm Mikroskop. Das macht es Dieben ja so schwer, bei der Tat zu

erkennen, ob die Diamanten gekennzeichnet und damit unbrauchbar sind, weil man sie zurückverfolgen kann. Da hilft auch der beste Hehler nichts, es sei denn, der Stein wird umgeschliffen, aber das erhöht den Aufwand und das Risiko ungemein.

Deshalb stellt sich die Frage: Warum bricht ein Dieb in ein Juweliergeschäft ein und was stiehlt er dann dort?«

Michael warf die Aktenblätter, die er durchgesehen hatte, auf den Tisch. Sie fächerten sich auseinander und zwei rutschten seitlich auf den Boden. Jens bückte sich und hob sie auf. Dabei griff er auch nach einem Blatt, das schon vor einer Weile unter den Tisch gerutscht war. Es war die Anfrage aus Brüssel.

»Rohdiamanten«, flüsterte er.

»Was hast du gesagt?«

»Rohdiamanten. Ein Dieb würde nur Diamanten stehlen, die noch nicht verarbeitet wurden!«

Über die Autorin

Katrin Jacob

Kuhle Geschichten



Die diplomierte Journalistin **Katrin Jacob** lebt in Augsburg und schreibt vor allem unkonventionelle Krimis und taffe Gegenwarts-Jugendromane.

Unter dem Alias **Kate Frey** startete Katrin Jacob gemeinsam mit dem **Ueberreuter Verlag** eine Jugendbuchreihe um die junge Diebin Cat Deal.

Bisher erschienen sind:

- *Cat Deal - Die Kunst zu stehlen*
- *Cat Deal - Nach allen Regeln der Kunst*

Erfahren Sie mehr über die Autorin und Journalistin unter www.kuhle-geschichten.de